

Die Ontologie der Dankbarkeit

*Die Ontologie
der Dankbarkeit*

EINE PHILOSOPHISCHE LEKTÜRE

DES WERKS VON

DIETER HENRICH

BERNHARD BUCHHAS

GLOGGNITZ 2026

Die Ontologie der Dankbarkeit

Eine Lektüre des Werks von Dieter Henrich

Privatdruck.

Aus der *Pagella* im Royal-Format.

*Dankbarkeit ist Freude mit einer Richtung
und eine helle Lichtung in einem dunklen Wald.*

— aus dem Gedicht *Dankbarkeit*

Dankbarkeit

Dankbarkeit ist Freude mit einer Richtung
und eine helle Lichtung in einem dunklen Wald.
Sie ist das Mittel gegen Neid,
weil sie sich an dem erfreut, was man besitzt.

Dankbarkeit vertreibt Gier,
weil man die ganze Fülle sieht,
die einem geschenkt wird.

Dankbarkeit bedeutet, dass man nicht hasst,
weil man erfasst, was einem gegeben wird
und dass man geliebt wird, auch wenn man es gerade nicht selbst
kann.

Dankbarkeit erkennt die Zeit,
sieht die neue Möglichkeit, die offene Tür und die zweite Chance.

Dankbarkeit erkennt das Kleine,
von dem man eigentlich meint, dass es nicht weiter wichtig sei,
und bewirkt, dass man sich daran erfreut.

Dankbarkeit sieht den Moment,
der eigentlich so schnell vergeht,
holt den Augenblick zurück und speichert ihn
tief im Inneren der Seele im Ordner Glück.

Einleitung

In der zeitgenössischen Philosophie gilt Dieter Henrich (1927–2022) als eine der prägendsten Figuren, deren Werk die Brücke zwischen der klassischen Tradition des deutschen Idealismus und den Fragestellungen der modernen Subjektivitätstheorie schlägt. Ein zentrales, oft übersehenes Motiv in seinem Spätwerk ist die Untersuchung der Dankbarkeit, die er nicht als bloße soziale Konvention, sondern als ein tiefgreifendes, „unterschätztes Lebensgefühl“ beschreibt.

Die fundamentale Frage „Wem noch danken, wenn Gott fehlt?“ markiert den Ausgangspunkt einer Analyse, die das Phänomen des Dankes von seinen traditionellen religiösen Bindungen löst, ohne dessen existenzielle Tiefe preiszugeben. Henrichs Ansatz postuliert, dass Dankbarkeit eine *Bejahung des Daseins* darstellt, in der das Subjekt seine prinzipielle Abhängigkeit von anderen Menschen und äußeren Lebensumständen nicht als Einschränkung, sondern als bereichernde Gegebenheit „genießen“ kann.

In einer Welt, die sich zunehmend aus der „Konkordanz mit dem Glauben der Kirche“ gelöst hat, wird die Bestimmung eines Adressaten für diesen *Lebensdank* zu einer der anspruchsvollsten Aufgaben einer Philosophie, die sich in der Nachfolge der Religion bewegt.

KAPITEL I

Subjektivität und Verdanktheit

DIE THEORETISCHE GRUNDLEGUNG

Um die Tiefe von Henrichs Dankbarkeitsbegriff zu erfassen, ist ein Rückgriff auf seine Theorie des Selbstbewusstseins unerlässlich. Als Begründer der *Heidelberger Schule* des Selbstbewusstseins revidierte Henrich das klassische Reflexionsmodell, das davon ausging, dass das Ich erst durch einen Akt der Selbstbeziehung zu seinem Wissen von sich gelangt — indem es sich selbst zum Objekt macht.

DER SPIEGEL-ZIRKEL

Henrich erkannte in diesem Modell einen logischen Zirkel: Wenn das Ich sich erst durch Reflexion erkennt, muss es bereits eine Form von Vorwissen besitzen, um sich in dem reflektierten Bild überhaupt wiederzuerkennen. Wer erkennt da, wenn ich mich erst durch Reflexion erkenne? Ich müsste ja schon wissen, dass *ich* es bin, den ich da im Spiegel sehe. Damit setzt das klassische Modell genau das voraus, was es erklären will: das Selbstwissen.

Henrich bricht mit dieser traditionellen Vorstellung, wie sie etwa Fichte vertrat, und setzt an die Stelle einer bewussten Tat des Ichs ein *Ereignis*: Bevor wir über uns nachdenken, ist da bereits eine Vertrautheit mit uns selbst.

DAS EREIGNIS DER VERTRAUTHEIT

Diese präreflexive Vertrautheit ist nach Henrich keine Leistung des Individuums, sondern sie ereignet sich. Sie ist anonym und

keinesfalls Eigentum des Selbst. Im Moment ihres Aufkommens gehört dieses Bewusstsein dem Individuum noch nicht; es ist eine Gegebenheit des Seins.

Hier liegt das ontologische Fundament der Dankbarkeit: Da das Bewusstsein und damit die Basis der Existenz dem Subjekt unmittelbar aufkommen und ihm vorgegeben sind, bevor es willentlich handeln kann, ist die menschliche Existenz in ihrem Kern eine *verdankte*.

VERDANKTHEIT ALS ONTOLOGISCHE SIGNATUR

Wenn ich mein Fundament — das Selbstbewusstsein — nicht selbst produziere, sondern es mir zuteilwird, bin ich nicht der Urheber meiner selbst. Das Subjekt ist in seinem tiefsten Inneren passiv: es empfängt sich.

Dankbarkeit ist bei Henrich daher kein bloßes Gefühl gegenüber einer Person, die einem hilft, sondern eine existenzielle Einsicht. Es ist die Anerkennung, dass das eigene Ich-Sagen-Können eine Gabe des Seins ist.

Dankbarkeit wird hier zur ontologischen Signatur des Menschen: Wer versteht, wie sein Bewusstsein entsteht, kann gar nicht anders, als sich als verdankt zu begreifen.

Henrich begründet Dankbarkeit nicht moralisch, sondern erkenntnistheoretisch. Wir danken nicht, weil wir höflich sein wollen, sondern weil wir einsehen, dass wir uns nicht selbst verdanken.

DAS UNBEDINGTE UND DER LEBENS-DANK

Diese fundamentale Verdanktheit von einem Unbedingten, das im Selbstbewusstsein aufkommt, bildet die Wurzel für das, was später als religiöses Gefühl oder eben als Lebensdank artikuliert wird. Diese theoretische Einsicht führt zu einer All-Einheits-Ontologie, in der das Sein als der Grund des Selbstbewusstseins verstanden wird.

Dieses Sein manifestiert sich im Bewusstsein, ist aber selbst ich-los und entzieht sich der begrifflichen Verfügung. Da der

Grund des Bewusstseins im Bewusstsein selbst nicht voll fassbar ist, deutet er auf etwas Höheres hin — auf das Sein, auf Gott, auf das Absolute. Die religiöse Dimension ist bei Henrich kein dogmatisches Muss, sondern die natürliche Artikulation dieser tiefen Erfahrung des *Gewährtseins*.

KAPITEL II

Kommunalität und Kontemplation

DIE PHÄNOMENOLOGIE DES DANKES

In seinen detaillierten Untersuchungen — dokumentiert unter anderem in der Festschrift für Robert Spaemann sowie in der posthumen Veröffentlichung *Dankbarkeit. Ein unterschätztes Lebensgefühl* (Reclam, herausgegeben von Franz Josef Wetz) — unterscheidet Henrich kategorial zwischen verschiedenen Formen der Dankbarkeit. Er differenziert primär zwischen dem *kommunalen Dank* und dem *kontemplativen Dank*, den er auch als *Lebensdank* bezeichnet.

DER KOMMUNALE DANK ALS SOZIALES BINDEMittel

Der kommunale Dank ist ein reaktives Geschehen innerhalb zwischenmenschlicher Beziehungen. Er folgt dem Schema einer Gabe: Person A empfängt von Person B eine Wohltat C und reagiert darauf mit Dankbarkeit. Henrich beschreibt diesen Dank als ein *wichtiges soziales Bindemittel*, das Menschen miteinander verknüpft und die gegenseitige Abhängigkeit positiv besetzt.

Im Gegensatz zur reinen Pflichtethik, die Dankbarkeit oft als zu passiv vernachlässigt, sieht Henrich hierin eine aktive Bejahung der menschlichen Verletzlichkeit und Angewiesenheit. Sprachlich spiegelt sich dies etwa im französischen *Reconnaissance* wider, das sowohl das Wiedererkennen einer Tat als auch die Anerkennung des Gegenübers beinhaltet.

DER KONTEMPLATIVE LEBENS-DANK

Davon scharf abzugrenzen ist der Lebensdank. Er meldet sich nicht als spontane Erwiderung auf eine punktuelle Gabe, sondern durchdringt das Dasein als eine *Grundstimmung*. Um von dieser Dankbarkeit erfüllt zu sein, bedarf es eines gewissen Abstands zu sich selbst und einer Besinnung auf das eigene In-der-Welt-Sein. Henrich beschreibt diesen Zustand als eine *Rückkehr aus einer Welt- und Selbstentfremdung*.

Der Lebensdank bezieht sich auf das *Ganze des Lebens* — auf die Tatsache, dass man ist, dass man bestimmte Menschen kennt und dass man in einer Welt lebt, die trotz aller Brüche einen Sinnzusammenhang bietet. Diese Form des Dankes drängt sich nach Henrich dann auf, wenn wir zum Bewusstsein eines *Gelingens* kommen, das wir nicht erzwungen haben und das uns gewährt wurde. Es ist die einzige angemessene Weise, einem solchen Gelingen menschlich zu entsprechen.

KAPITEL III

Dankbarkeit ohne Gott

DIE FRAGE DES ADRESSATEN

Die zentrale Herausforderung für die moderne Philosophie besteht darin, dass der Lebensdank über jeden Dank hinausgeht, den man einem Mitmenschen abstatten kann. In der christlichen Tradition war der Adressat dieses Dankes eindeutig: Gott als Schöpfer und Geber aller guten Gaben.

SPAEMANN UND DIE ALTERNATIVE

Henrich setzt sich intensiv mit der Position seines Zeitgenossen Robert Spaemann auseinander, der betonte, dass Dankbarkeit, die keinem Menschen gelten kann, nur unter der Voraussetzung sinnvoll ist, dass sie Gott gilt. Spaemann sah im Erlebnis des Empfangens den *Hauch des Gebers* und warnte davor, Dank ohne Gott als bloßen Atavismus abzutun.

Henrich hingegen hält diese Alternative — Gott oder Absurdität — für zu verkürzt. Er argumentiert, dass ein Gottesglaube heute oft wie eine *Abkürzung* wirkt, die ihre frühere Selbstverständlichkeit eingebüßt hat. In einer säkularisierten Welt, in der die moderne Kultur sich aus der kirchlichen Konkordanz gelöst hat, stellt sich die Frage nach einer Dankbarkeit, die keinen personalen Adressaten sucht.

DER VERZICHT AUF EINE PERSONALE ADRESSE

Henrich erwägt die Möglichkeit eines Dankes, der *nach keiner Adresse sucht oder suchen müsste, wenn sie sich nur recht verstünde.*

Dieser paradoxe Verzicht auf einen Adressaten rückt die *Gesinnung der Demut* und das Ereignis des Dankens selbst in den Mittelpunkt. Es handelt sich um eine Dankbarkeit für das Dasein als solches, wie sie Henrich auch in der Ode von Hölderlin wiederfindet.

Ob dieser Urgrund am Ende als ein gütiger Gott, ein namenloser Grund oder ein unpersönliches Absolutes zu denken ist, lässt Henrich bewusst unbestimmt. Er sieht in dieser Unbestimmtheit keinen Mangel, sondern eine notwendige Konsequenz aus der Unverfügbarkeit des Grundes unseres Selbstbewusstseins.

KAPITEL IV

Der Gedanke der Nichtigkeit

DANKBARKEIT IN DER NOT

Ein wesentlicher Aspekt von Henrichs Untersuchung ist die Frage, wie Dankbarkeit angesichts von Krisen, Leid und der eigenen Sterblichkeit möglich ist. Er stellt fest, dass sich Not und Dank keineswegs ausschließen. Im Gegenteil: Oft ist es gerade der *in Schrecksekunden sich einstellende Gedanke unserer möglichen Nichtigkeit*, der als Stimulans für die Dankbarkeit fungiert.

Die Wahrnehmung der extremen Zerbrechlichkeit der eigenen Existenz führt zu einer tieferen Wertschätzung des nackten *Dass-ich-bin*. Henrich beschreibt Dankbarkeit als eine *tröstliche Fähigkeit*, selbst auf einem holprigen Lebensweg einen guten Sinn finden zu können. In der Konfrontation mit der Depression oder dem Scheitern kann die Dankbarkeit helfen, die Fixierung auf das fehlende Gelingen zu durchbrechen und die Abhängigkeit von Lebensumständen nicht als Last, sondern als Teil eines größeren, wenn auch unverfügbaren Ganzen zu akzeptieren.

DASEINSVERTRAUEN ALS EPISTEMISCHE TUGEND

Diese Haltung mündet in das, was Henrich als *Daseinsvertrauen* bezeichnet. Es ist die Überzeugung, dass das Leben trotz aller Bedrohungen und trotz der Unfähigkeit, seinen Grund vollständig aufzuklären, einer positiven Bejahung würdig ist.

Dieses Vertrauen ist keine naive Ignoranz gegenüber dem Bösen, sondern eine Form von Weisheit, die erkennt, dass menschliche Reflexion gerade deshalb vertrauenswürdig sein kann, weil sie sich auf einen Grund bezieht, den sie nicht selbst gemacht hat.

KULTURELLE UND SPRACHLICHE KONTEXTE

Henrichs Philosophie steht nicht im luftleeren Raum, sondern bezieht sich auf vielfältige kulturelle Strömungen. So verweist er auf den *Lebensdank*, der bereits in der Literatur des 18. Jahrhunderts, etwa bei Matthias Claudius oder Jean-Jacques Rousseau, verhandelt wurde. Auch zeitgenössische literarische Stimmen wie Hans Magnus Enzensberger werden herangezogen, um den *umfassenden Lebensdank* bei gleichzeitiger Unkenntnis des Adressaten zu illustrieren — etwa in dem Gedicht *Empfänger Unbekannt*.

Sprachvergleichende Analysen stützen Henrichs These von der Vielschichtigkeit des Phänomens. Während das hebräische *Toda* stark auf das Loben und Preisen Gottes ausgerichtet ist und Dankbarkeit gegenüber Personen im alten Israel kaum eine Rolle spielte, betont die französische Tradition mit *Merci* (von *misericordia*) das Moment der Zuwendung und Anerkennung einer Bedürftigkeit. Henrichs *Lebensdank* integriert diese Aspekte: Er ist Anerkennung der eigenen Bedürftigkeit und zugleich ein Lobpreis auf das Dasein selbst, das über das rein Menschliche hinausweist.

KAPITEL V

In der Nachfolge der Religion

Henrich sieht die Philosophie in der *Nachfolge der Religion*. Das bedeutet, dass philosophische Konzepte die Funktionen übernehmen müssen, die früher durch religiöse Symbole und Riten erfüllt wurden, wenn diese für den modernen Menschen nicht mehr anschlussfähig sind. Die *humane Fundierung* der Dankbarkeit ist dabei der Schlüssel: Ohne eine Verankerung in der existenziellen Erfahrung des Einzelnen bleiben religiöse Begründungen abstrakt und wirkungslos.

Dennoch räumt Henrich ein, dass Dankbarkeit für das eigene Dasein am leichtesten dort zur stabilen Grundstimmung wird, wo der Glaube an einen Gott, der den Weltgang gewollt hat, noch lebendig ist. Sein eigenes Projekt ist jedoch die Verteidigung einer Metaphysik, die auf der modernen Subjektivität gründet und die Möglichkeit eines *Sich-Einbegreifens* in einen Urgrund offen hält, ohne dogmatische Festlegungen zu fordern.

DIE KRITIK DER POSTMETAPHYSIK

Henrichs Position fordert die weit verbreitete Annahme heraus, wir lebten in einer gänzlich postmetaphysischen Ära. Er argumentiert, dass das Bedürfnis nach einer All-Einheits-Ontologie — nach einer umfassenden Perspektive auf die Realität als Ganzes — aus dem Wesen des Menschen selbst kommt.

Die Erfahrung der Dankbarkeit ist ein Einfallstor für diese Metaphysik: Wer dankt, überschreitet bereits die Grenzen des rein Funktionalen und bezieht sich auf eine Dimension, die dem reinen Kalkül entzogen ist.

Bilanz

DIE BLEIBENDE RELEVANZ

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Dieter Henrich mit seiner Untersuchung der Dankbarkeit ein kraftvolles Instrument gegen die moderne Weltentfremdung und Sinnkrise vorlegt. Er zeigt auf, dass das Fehlen eines personalen Gottes den Dank nicht verunmöglicht, sondern ihn in eine neue, philosophisch reflektierte Form überführt.

Ontologische Verankerung

Dankbarkeit wurzelt in der präreflexiven Gegebenheit unseres Selbstbewusstseins; wir sind uns selbst verdankt.

Existenzieller Lebensdank

Über den sozialen Austausch hinaus existiert eine Grundstimmung der Bejahung, die sich auf das Dasein als Ganzes bezieht.

Adressat im Urgrund

Wenn Gott als Adresse fehlt, kann der Dank anonym bleiben oder sich auf einen unbestimmten Urgrund beziehen, ohne dass die Tiefe des Gefühls darunter leidet.

Resilienz durch Dankbarkeit

Gerade in der Konfrontation mit der eigenen Nichtigkeit und in Krisenzeiten ermöglicht Dankbarkeit die Wiederfindung eines Lebenssinns.

* * *

So wird Henrichs Lehre zu einer modernen Ontologie der Dankbarkeit: einer Philosophie, die das Sein als Geschenk versteht, ohne den Geber benennen zu müssen.